

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 104.

Donnerstag, 4. Mai.

1916.

Die Sonnenuhr.

(9. Fortsetzung.)

Erzählung von Gizella Gräfin Rielmandegg (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Stella stand in einem einfachen, weißen Batistkleid auf der Terrasse des Uffalusser Kastells. In den Händen hielt sie einen Strauß weißer Rosen. Das schmale feine Gesicht eingerahmt von einem großen Schutzhut, sie sah sehr jung und zart aus. Langsam stieg sie die wenigen Stufen herab und ging zur Sonnenuhr. In stiller Betrachtung blieb sie vor all den kreuz und quer eingemeißelten Namen stehen. Sie legte die Rosen behutsam auf den Stein, kniete nieder und säuberte und ordnete das den Marmorblock umgebende Blumenfeld mit äußerster Sorgfalt. Sie hatte es sich ausgeben, dieses Plätzchen pflegen zu dürfen und tat es mit der größten Gewissenhaftigkeit. Es war sehr still ringsum, das Haus lag tot und einsam da, mit verschlossenen Türen, leer und öde. Nach getaner Arbeit setzte sie sich auf eine der Bänke, wo ihre alte mütterliche Freundin so viele Stunden verbracht hatte und gedachte mit Liebe und Dankbarkeit der Dahingeschiedenen. Ihre Gedanken schweiften weit zurück, zu der Zeit, da sie in kurzen Röcken und hängenden Böpfen mit ihrem Kameraden Millos in ausgelassenem Übermut an derselben Stelle umhertobte. Sie schloß die Augen und träumte sich hinüber in die glückliche sorglose Kindheit. Ein flüchtiges Lächeln umspielte ihre Lippen, als ihr all die tollen, harmlosen Streiche einfielen, die sie gemeinsam erdacht und ausgeführt hatten! Die Kirchenglocken im Dorf läuteten zum Ave Maria und riefen sie in die Wirklichkeit zurück. Sie faltete die Hände und betete inbrünstig für den todkranken Freund.

Ein kühler Lufthauch umwehte ihre heißen Wangen, die leise heranrückende Dämmerung breitete ihre geheimnisvollen Schleier über den verlassen Hof. Stellas tränenschnelle Lider senkten sich und sie schlummerte ein. Mit jähem Schrecken und klopfendem Herzen fuhr sie auf, im unklaren Bewußtsein der Gegenwart eines Dritten. Es war ganz finster geworden. „Wer ist da?“ rief sie mit bebenden Lippen. Es blieb totenstill, nur um die Sonnenuhr herum begann es bläulich zu glimmern und in fohlem Licht schimmerte der Marmorblock aus der schwarzen Nacht hervor. Mit einem durchdringendem Schrei war sie aufgesprungen und flog der Terrasse zu, die Treppen empor und der eben aus dem Hause tretenden Mutter entgegen. Die alte Marie stand hinter ihr und hielt die mitgebrachte Lampe hoch.

„Was ist denn? Um Gotteswillen Kind!“ rief die Gräfin, die taumelnde Gestalt auffangend.

„Die Sonnenuhr . . . das Zeichen . . . Millos ist sicher . . . eben . . . gestorben . . .“ stammelte Stella mit angstverzerrtem, weißem Gesicht. Die Lampe in der Hand der erschrockenen Marie flirrte bodenstreich; die Gräfin nahm sie ihr ab und stellte sie auf die Lampe, welche sie umgab.

„Unsinn!“ herrschte sie ihre völlig fassungslose Tochter an, „du bist krank, aufgeregter und deine Gedanken beschäftigen sich unaufhörlich mit allerhand phantastischen Vorstellungen. Kommt ins Haus, Marie

bringt dir ein Glas Lofaner. Du kannst dich ja kaum auf den Füßen halten.“

Das warme rote Licht der Lampe durchdrang die Dunkelheit und wirkte entschieden beruhigend. Alles Mystische verflog vor der beglückenden Helligkeit, die sie verbreitete. Stella saß auf der obersten Treppenstufe, den Kopf an eine Säule gelehnt, und weinte bitterlich. Ihre Mutter ließ sie gewähren, streichelte nur beruhigend den blonden Scheitel. „Das ist eine Nervenkrise, weine dich aus, es gibt Erleichterung. Aber es ist unvernünftig, sich so aufzuregen und beweist nur, daß du noch lange nicht deine frühere Gesundheit wiedererlangt hast.“

Behorfsam trank Stella den Wein, den die ebenfalls ganz verfürte aussehende Marie herbeigeholt hatte, und bald darauf fuhr der Wagen vor, der inzwischen von einem etwas abseits gelegenen Wirtschaftshof zurückkam, wohin sich Graf Bodrog hatte bringen lassen. — Erschrocken sprang er die Stufen empor, als er die Gruppe gewahr wurde. „Was ist passiert? Ist die Komtesse krank?“ fragte er hastig. Die Gräfin erklärte ihm in wenigen Worten den Vorgang. Er hörte schweigend zu, trug der alten Marie auf, einen Schal zu holen, und nachdem er den Damen beim Einsteigen behilflich war, hüllte er die fröstelnde Blasse Stella sorgsam in das große weiche Tuch, das sich mit wohlthuender Wärme um ihre Glieder schmiegte. Ein dankbarer Blick belohnte ihn. Er erwiderte den Blick mit einem flüchtigen, warmen Händedruck, als er der kleinen Hand beim Zurückschlagen der Wagendecke begegnete. Dann setzte er sich auf den Rücksitz und sprach mit der Gräfin über wirtschaftliche Angelegenheiten. Stella schloß die Augen. Der Mond beleuchtete das schmale Gesicht und immer wieder blieben Bodrogs Blicke daran haften. „Sie ist eingeschlafen“, flüsterte er nach einer Weile und dann verstummte das Gespräch. Jeder hing seinen Gedanken nach. Stella fuhr empor, als der Wagen stillstand. „Ist etwas passiert?“ fragte sie mit noch unklarem Bewußtsein.

„Was soll denn schon wieder passiert sein? Wir sind angekommen, du hast geschlafen und hast wohl wieder allerhand wirres Zeug geträumt! Du bist so nervös, daß es das Beste ist, Kesi gibt dir ein paar Tropfen Baldrian zur Beruhigung und bringt dich zu Bett.“

„Tun Sie, was Ihre Mutter Ihnen rät, Komtesse, ich komme morgen früh herübergeritten und wünsche Ihnen für heute eine gute Nacht. Ich muß noch einiges mit der Gräfin besprechen, ehe ich nach Hause fahre.“ Bodrog brachte sie bis an ihre Zimmertür, wo die alte Kesi bereit stand, und mit ein paar scherzhaften Worten empfahl er ihr Stella treu zu überwachen und wie in der Kinderzeit bei ihr zu bleiben, bis sie fest eingeschlafen sei.

„Ja, ja, Herr Graf, an mir soll's nicht fehlen, aber unser Komtesse ist halt gar so eigensinnig und im Winter stellen kann ich sie ja nicht mehr.“

„Sie wird schon brav sein und folgen — was?“

Estelka lächelte, aber es war nur ein Höflichkeitsakt und ohne einen Schimmer von Lustigkeit. Sie reichte Bodrog nochmals die Hand und verschwand hinter der Gimmertür. Einen Augenblick blieb er stehen, dann ging er langsam zurück. Die Gräfin kam ihm entgegen. „Ich will noch Estelka sehen“, sagte sie.

„Verzeihen Sie“, bat er, „aber ich meine, es ist das Beste, man überläßt sie jetzt der guten alten Mami und stört sie nicht mehr. Sie ist so müde und abgepannt, daß sie vielleicht bald einschläft.“

„Sie haben wieder recht. Sieht sie mich, würde sie sicher versuchen, mich davon zu überzeugen, daß sie das Beichen wirklich gesehen und es nicht geträumt hat.“

Sie gingen in das Arbeitszimmer der Gräfin und vertieften sich in allerhand Rechnungen und Wirtschaftsbücher. Die Zeit flog dahin und schließlich blieb Bodrog zum Abendessen auch noch da.

Als er eben im Begriff stand, sich zu verabschieden, brachte der Diener eine Depesche. Im peinlichen Vorgefühl, eine unangenehme Nachricht zu erhalten, riß die Gräfin den Verschluss auf und überreichte Bodrog das Telegramm.

„Herr von Hysaluff um 8½ Uhr verschieden.“ Mein Gott wie furchtbar!“ stammelte sie, „und gerade um die Zeit, wo Estelka die blaue Flamme um die Sonnenuhr kreisen sah.“

Bodrog war auch sehr blaß geworden. „Armer Junge! Für ihn ist es ja eine Erlösung von einer entsetzlichen Existenz. Aber wie bringen wir es der Komtesse bei?“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da flog die Tür auf und Estelka stürzte herein. Hinter ihr her die erschrockene Mami, laut jammernd und mechanisch ihr „Jesses, Maria und Joseph“ herstammelnd. Estelka riß Bodrog das Telegramm aus der Hand und sank lautlos vor ihm zusammen, nachdem sie einen Blick darauf geworfen. „Sie hatte die Hunde bellend gehört und ist halb ausgezogen, wie sie war, davon. Ein Telegramm, Miklos ist tot, hat sie noch gerufen“, berichtete die zitternde Mami. „Ich hab' sie nicht aufhalten können“, schloß sie schluchzend. „Jesses, Maria und Joseph, das Kind stirbt!“ Bodrog hob die leichte Gestalt behutsam vom Boden auf und hettete sie auf die nahe bei ihm stehende Chaiselongue. „Holen Sie kölnisches Wasser, schicken Sie einen reisenden Boten nach Dr. Forty“, befahl er kurz und bestimmt Mami und dem Diener, der das Telegramm übergeben hatte; alles gehorchte stumm und flink.

Die Gräfin war vor Schrecken über die mit blitzartiger Geschwindigkeit sich abspielenden Ereignisse wie gelähmt sitzen geblieben. Langsam kam sie zu sich und eilte zur Lagerstätte ihrer Tochter. Keiner sprach ein Wort. Sie bemühten sich gemeinsam um die regungslose Gestalt, die in einen weißen Spitzenbesetzten Frisiermantel gehüllt, mit den halb aufgegangenen blonden Zöpfen den Eindruck machte, kaum dem Kindesalter entwachsen zu sein, so zart und gebrechlich schien sie. Die unheimliche Blässe, die dunklen Schatten um die geschlossenen Augen steigerten die Angst, und Bodrog zog beständig seine Uhr. „Zuinner noch nicht? Wird's noch lange dauern, ehe Forty kommt?“ frug die von Todesangst gepeinigete Mutter alle Augenblick. Die Zeit kroch schneckenlang im Schneidenschritt vorwärts. Der Himmel hatte sich mit schweren Gewitterwolken bezogen und immer näher kam das dumpfe Grollen des Donners — es war drückend schweiß.

(Schluß folgt.)

Vom deutschen Kriegsgartenwerk.

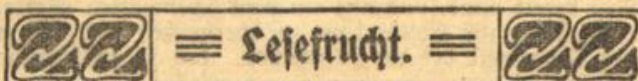
Rückblick und Auschau von Bernhard Hagenbach.

In diesen Tagen, da der Lenz, wenn auch noch etwas zaghaft, seinen Einzug hält und die ersten Blüten des Frühlings sich allen rauhen Winden zum Trotz hervordrängen, denken wir mit besonderer Dankbarkeit der reichen und köstlichen Frucht, die unsere deutsche Erde im ersten Kriegsjahr und -Sommer getragen und der schönen Verwirklichung unserer sehnlichsten Hoffnungen, die sie uns über alles Erwarten geschenkt. Mancher, der in Friedenszeiten auf das Wachstum der Felder und Äcker und der Gärten kaum acht hatte, hat in dem letzten Jahre das Aufgehen der Saat, das In-die-Galme-Schießen des Korns, das Reifen aller Gaben der Flur, des Gemüselandes, der Obstbäume und der Weinberge mit hellen Augen und inniger Aufmerksamkeit verfolgt. Mehr noch: viele, die nie in ihrem Leben — mochte es gleich manchen Frühling schon hinter sich haben — mit Spaten und Rechen hantiert hatten, griffen im letzten Lenz zum Werkzeug des Gärtners und begannen zu graben und irgend ein Stücklein Land zu bestellen. Das ungewohnte Gartenwerk war denen, die zum erstenmal sich ihm zuwandten, zu derselben Quelle vieler Freuden geworden, die es allen ist, die sich ihm widmen. Es ist etwas Köstliches darum, die Erde zu lockern und zur Aufnahme mannigfachen Saatguts zu bereiten, mit Samenkörnern zu bestreuen und zu bepflanzen, das Werden der zartgrünen Schößlinge zu pflegen und zu fördern, was da wächst und sich emporreckt, ertragfähig werden zu sehen, und endlich, was das Land bescherte, einzuheimsen.

Als unsere Feinde es sich fein sorgsam überlegten, wie sie Deutschland aushungern konnten, da haben sie gar wichtige Posten, die es zu beachten für sie gegolten hätte, in ihre Rechnung einzustellen vergessen. Es war vielen von ihnen entgangen, welche Entwicklung die deutsche Landwirtschaft im letzten Jahrhundert durchgemacht hat, oder sie hatten zum mindesten die Bedeutung ihrer stetig auf eine Steigerung der Erträge gerichteten Arbeit unterschätzt — und doch hätten sie an der Hand der statistischen Jahrbücher ein recht deutliches Bild zu gewinnen vermocht. Auch den Erfindungsgeist und das, was man deutsche Organisation nennt, hatten die feindlichen Herren Rechenmeister nicht in Rücksicht gezogen, sonst hätten sie wohl voraussehen müssen, daß wir es durch Verbrauchsregelung und haushalterische Maßnahmen fertig bringen würden, auch mit weniger Vorräten, als sie uns in Friedenszeiten zur Verfügung stehen, auszukommen. Und sie haben nicht daran gedacht, daß wir in mancherlei Betracht der deutschen Erde noch ein Mehr an Gaben abzugewinnen vermöchten — auch das deutsche Kriegsgartenwerk ist für sie eine recht unfreundliche Überraschung gewesen.

Wir hüten uns, den Wert, der der Erschließung von gärtnerischem Neuland und der Arbeit der Kleingärtner in dieser Zeit beizumessen ist, zu überschätzen. Aber so viel darf doch gesagt werden: das emsige Graben und Schaffen, das Säen und Pflegen in unseren kleinen Gärten hat seinen sicheren Anteil an der Vereitelung der Aushungerungspläne unserer Feinde. Es ist unlängst von Dr. v. Mangoldt festgestellt worden, daß im Deutschen Reich während des ersten Kriegsjahres etwa hundertzwanzigtausend neue Kleingärten bebaut worden sind. Das ist eine recht bedeutungsvolle Zahl!

Manches Stück Land, das bisher brach gelegen, ist zum Garten oder Gärtlein umgewandelt worden. Reist war die Urbarmachung kein leichter Zeitvertreib. Gar oft reichten Spaten und Hade nicht aus, das Erdreich zu lockern. Da mußte der Pflug zu Hilfe kommen, aber wo einmal die Scholle gebrochen war und an Stelle einer Wildnis von Brenneffeln und Gestrüpp oder eines steinigen Bauplatzes schöne braune Beete abgeteilt waren, da hob gar bald ein frisches, liches Wachstum an. Der Rechen kam nicht mehr zur Ruhe, bis der letzte Schönheitsfehler getilgt war, und unermüdet wurde köstliches Ras herzugetragen, den Durst der Erde zu stillen. Und erfinderisch machte das Kriegsgartenwerk! Jeder Fleck wurde ausgenützt: die Rabatten, die eben Frühgemüse abgegeben hatten, wurden sogleich für einen zweiten Ertrag bestellt. Auf einem Bauplatz, der im vergangenen Sommer zum Garten geworden, sah ich ein gar seltsames Spalier für die Bohnenbepflanzung. Das Gerüst war stehen geblieben, das die große Tafel trägt mit der be-



Ich, wer hat es nicht erfahren,
Daß ein Wort, ein Ton, ein Duft,
Was vergessen war seit Jahren,
Plötzlich vor die Seele ruft?

Geibel.

kannten Aufschriß: „Dieser Bauplatz ist zu verkaufen. Näheres zu erfragen . . .“ Zwischen die Pfosten, die das mächtige Schild in die Luft heben, hat eine geschickte Hand ein Gitterwerk von Schnüren gespannt, an denen die grünen Ranken der Bohnen emporwuchsen. Und just zur Hochsommerzeit war die Ankündigung da oben: „Dieser Bauplatz . . .“ von einem grünen Kranz umflochten. Ein selbstsam schönes Bild des Kriegsgartenwerks!

Sind die Kleingärten gleich Ruhland, so gebrauchten sie doch — mit nur ganz wenigen Ausnahmen — eines vielfach allerdings nur bescheidenen — leuchtenden Blumenschmucks nicht zu entzagen. Ein paar rote Blüten prangten irgendwo neben Salatstöcken oder mitten in einem Spinatbeet. Sonnenblumen waren treuliche Güter des saftig schwellenden Gemüses. Und damit die Gärten so recht als das gelben dürften, als was dieser Name sie bezeichnet, fehlten auch sehr vielen von ihnen kleine Lauben und Gartenhäuschen nicht. Mit ein paar Brettern läßt sich gar Treffliches zusammenzimmern. Mitunter sahen sie ein wenig schief aus, diese kleinen Bauten und schimmerten in allen Farben —, doch was sollte das schaden! Wenn das Dach nur seinem Zweck diente: für die heißeste Stunde des Tages Schutz bot, bei einem plötzlich einsetzenden Regen Unterschlupf gewährte.

Und neben dem einfach bescheidenen Gartenhaus ragte zuweilen eine dünne schwankende Stange auf, von deren Spitze es herab grüßte: Schwarz-Weiß-Rot. Unter dem Fähnchen aber lag an schönen Tagen in seinem Wagen der jüngste Sproß der Familie, die Händchen voll heißem Verlangen ausstreckend nach dem lustig flatternden Tüchlein da oben. Die Geschwister waren indes da und dort auf den Rabatten tätig und gaben sich mit frohem Singen dem Räten und Beet säubern hin:

Gloria, Gloria,
Gloria, Viktoria!

In der Heimat, in der Heimat,
Da gib't's ein Wiederseh'n . . .

Ist der Vater draußen im Feld und hat ihn während des Sommers ein Urlaub auf einige Tage heimgeführt, so bewunderte er voll Freude das Werk von Frau und Kindern, die in unermüdblichem Eifer ihr Land hegten. Wohl hatte man ihm von dem neuen Gärten geschrieben und vom Glück, das das Schaffen in ihm vermittle — allein, was er da nun sah, übertraf doch seine Erwartungen, das Bild, das er sich vom „Gut“ der Seinen gemacht hatte. . .

Eine richtige Sehnsucht nach Grund und Boden war im letzten Frühjahr in vielen, die bisher dieses Gefühl nicht gekannt hatten, wach geworden. Dieser Landhunger hat im großen und ganzen gestillt werden können. Von privater Seite und von Korporationen, von Städten und vom Staat ist mancherlei geschehen, gärtnerisches Neuland zu erschließen. Einzelne Gemeindeverwaltungen haben es sich ganz besonders angelegen sein lassen, den Wünschen nach bebaubarem Grund und Boden gerecht zu werden. Im ganzen ist von den Kommunen auf diesem Gebiet wie auch auf so vielen anderen — Mustergültiges geleistet worden. Und sicherlich wird von vielen unter ihnen in diesem Jahr noch mehr getan werden.

Zahlenmäßig wird sich der Gesamtertrag der deutschen Kleingärten, also das, was diese zu den Vorräten beizutragen haben, mit denen wir trotz aller Aushungerungspläne unserer Feinde durchhalten werden, nur schwer feststellen lassen. Doch will mir scheinen, daß es nicht nötig sei, in Ziffern auf Mark und Pfennig das Erträgnis des Kriegsgartenwerks zu ermitteln, um die Bedeutung des Kleingartenbaus während des Kriegs beurteilen zu können! . . . Man darf von diesem nicht sprechen, ohne auch seines großen ideellen Wertes zu gedenken. Es ließe sich in diesem Betracht gar viel Schönes sagen. Ich möchte mich auf dies beschränken: das Schaffen mit Spaten und Rechen, mit Gießkanne und Baumschere ist nicht nur eine wunderbare Schule, in der man zum Studium der geheimnisvollen Kräfte der Natur und ihres Lebens geführt wird und Geduld und Ausdauer lernt, es weckt und vertieft in ungezählten auch die rechte Liebe zur heimatischen Scholle. Darum scheint mir über allem Zweifel festzustehen, daß die meisten der vielen, die im ersten Kriegsjahr zu gärtnerischen begonnen haben und dabei getreulich aushielten, selbst wenn nicht aus jeder Blüte eine

Frucht wurde, dem Gartenwerk auch fürderhin Freundschaft bewahren, und auch in diesem zweiten Kriegsjahr in ihm mancherlei Anregungen, Erholung und körperliche Kräftigung suchen und finden werden.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die ersten deutschen Kriegszeitungen. Die allgemein verbreitete Anschauung, die sogenannten Kriegszeitungen, d. h. die in nächster Nähe des Operationsraumes unter Unterstützung und meist im Auftrage der Heeresleitung erscheinenden fliegenden Nachrichten- und Unterhaltungsblätter, seien eine Erfindung des gegenwärtigen Kriegs, entspricht nicht den Tatsachen. Schon 1810 gab es eine Zeitung, die regelmäßig Feldberichte für das Feld zusammenstellte, „Deutsche Blätter“ hießen und von der Firma J. A. Brodhäus in Leipzig besorgt wurde. Zu ihrer Fortsetzung wurde im Jahre 1815 bei der Rückkehr Napoleons von Elba der Gründer der bekanntlich noch heute bestehenden Herderschen Buchhandlung in Freiburg i. B. Bartholomäus Herder beauftragt, und zwar wurde ihm der Auftrag vom österreichischen Staatskanzler, dem Fürsten Metternich, erteilt. Der Auftrag ging dahin, eine mit allen erforderlichen Requisitionen versehene Felddruckerei auf einem Wagen transportfähig, sofort zusammenzustellen und in das kaiserliche Heerlager zu schaffen. Allem Anscheine nach hatte die Felddruckerei, von der bei aller in Rücksicht auf die Transportschwierigkeiten bedingten Einfachheit der Zusammenstellung immerhin eine erhebliche Leistungsfähigkeit erfordert wurde, die Stelle des heutigen Telegraphen zu vertreten. Sie hatte lediglich die amtlichen Heeresberichte zugleich nach deren Ausgabe auf Großfolioblättern zu drucken und diese für die Anschlagewände und Druckereien im Lande zur vorgeschriebenen Verwendung weiter zu geben. Diese Feldzeitung ist fast nicht mehr aufzutreiben. Ihre erste Nummer bringt den Bericht des königlich preussischen Kriegsammtes von dem Sieg der Engländer bei Wellington und den Gewaltmärschen, in denen den verbündeten Engländern die Preußen unter Blücher zu Hilfe geeilt waren und die großen Siege bei Waterloo und Belle Alliance erfochten. Die auf Veranlassung der österreichischen Regierung, d. h. des Fürsten Metternich, ins Leben gerufene erste Kriegszeitung wurde bald durch die von Preußen herausgegebene Kriegszeitung „Deutsche Feldzeitung aus Paris“ abgelöst.

Frühling in Französisch-Flandern. Von der Westfront wird uns geschrieben: Ganz wider Erwarten hat der Frühling in Nordwestfrankreich einen recht verspäteten Einzug gehalten. Der Winter verlief durchaus normal, d. h. normal für Französisch-Flandern: unter Sturm und Regen. Kälte und scharfen Frost kennt man hier für gewöhnlich nicht, dafür aber um so mehr Regen. Aber der März brachte nicht nur Frost, sondern auch Schnee, wirklichen Schnee! Eine ganz seltene Erscheinung für diese Gegend. Tage- und nachtelang wirbelten die weißen Flocken hernieder und hüllten Flandern in ein weißes Tuch. Jetzt endlich scheint der Winter gewichen zu sein. Kalt und rau ist es allerdings immer noch an einigen Tagen, aber zuweilen bricht die Sonne doch schon durch das Gewölk. Während sonst die Vegetation Mitte April hier schon weit vorgeschritten ist, bedeutend weiter als um dieselbe Zeit in Deutschland, ist in diesem Frühjahr noch alles weit zurück. Die Landschaft ist zwar geschnitten mit dem ersten Grün der Bäume, Sträucher und Weiden, aber das jubelnde Frühlingsgrün in lachender Sonne fehlt noch. Der Horizont verschwimmt in einem grauen Dunstschleier, am Firmament jagen regendräuende Wolken dahin. Auf den Feldern sprießt die Winterfaat empor; Landleute und Feldgrau sind aber noch emsig bei der Arbeit, die Hauptsaatzeit ist da. Ganz wie daheim! Der Militärzug, der mich durch das Gelände bringt, flucht das wellig ansteigende Terrain mühsam hinan. Auf den Landstraßen sieht man ab und zu Trupps dahinziehender Soldaten. Dort in einer Wodensalte buddeln Feldgrau an neuen Schützengräben. Auf einem Feld sieht man den Eingang zu einem Unterstand. Ein Geschütz verbirgt geschickt eine Batterie. Wie ich durch das Abteilfenster spähe, sehe ich auf einer Station ein Haus mit der Inschrift „Café de la Gare“. Vor dem Haus steht eine sehr nachlässig angezogene Französin, ein kleines Kind auf dem Arm tragend, während das Kind mit rührender Gilslosigkeit die Brust der Mutter

sucht. Ich folge dem Blick der Frau. Aha! Hoch oben kreisen Flieger, feindliche Flieger, deren Bahn umfäumt ist von Schrapnellwolken unserer Abwehrgeschütze. Es ist, als wenn man dem winzig erscheinenden Luftvogel weiße Rosen streut, weiße Rosen des Todes. In einer kleinen Stadt Nordfrankreichs steige ich aus. Auf den Straßen kribbelt es von lauter Feldgrauen. Woher mögen wir nur all die Soldaten nehmen, frage ich mich verwundert, und sollte es doch eigentlich wissen, denn ich selber trage ja die feldgraue Uniform. In den Schaufenstern der Stadt ist auch Frühling eingezogen. Frühlingskleider, Frühlingshüte sieht man, und in den Blumenläden herrliche bunte Farben. In den Papiergeschäften dominieren die Ansichtskarten für das nahe Osterfest. Ein Monsieur, mit Namen Jules François, hat, wie ich mit Vergnügen feststelle, deutsche Osterkarten neben französischen ausgestellt. Auf den deutschen das Osterei, mit schwarzweiß-roten Farben umfäumt, und Inschriften wie „Heil und Segen zum Osterfest“. Auf den französischen lese ich einen Spruch: „L'oeuf de Pâques c'est l'hirondelle / Apportant joyeuse nouvelle.“ In den benachbarten Schaufenstern ist der Osterhase neben dem gelben Küchlein und den Schokoladeneiern zu sehen. Alles Anzeichen des sieghaft vordringenden Frühlings in Französisch-Flandern. Und ich denke bei mir: wann wird diesem Lande, wann wird uns allen, hier und daheim, die Blume des Friedens blühen? Bald? Oder wird noch einmal der Sommer vergehen und noch ein Winter kommen, hier oder in Rußlands Steppen. (Zens. Wln.)

Wie man bei den Alliierten für den Militärdienst Propaganda macht. Die äußerst zweifelhaften Erfolge der bisherigen britischen Rekrutierungsbemühungen bereiten nicht nur den Engländern selbst, sondern auch ihren Bundesgenossen begreiflicherweise schwere Sorgen. Darum ist man im Zeitungsbereich der Guntheile eifrig bemüht, mit allen Mitteln für den Beruf eines Tommy Reklame zu machen. Neuerdings ist man auf den Trick verfallen, durch Veröffentlichung ruhrender, natürlich immer angeblich wahrer Geschichten den fern von den britischen Inseln weilenden Engländern das Gefühl einzusößen, wie wunderschön es wäre, wenn sie doch nach Hause kämen, um ihrem Lande im Kampf zu dienen. Als Beispiel für die kinodramatische Art dieser rührerischen „Nachrichten“ möge die folgende Notiz dienen, die gegenwärtig ihre Wanderung durch die Blätter der Alliierten begonnen hat: „Vor kurzem“, heißt es in dieser Wundermeldung, „sah ein englischer Gendarm mit mehreren Tommies in einer Hütte in Flandern beim Essen. Plötzlich hörte er, wie die Soldaten einen ihrer Kameraden mit seinem eigenen Namen anredeten. Verblüfft durch den Zufall, fragte er den Namensvetter näher aus und erfuhr zu seiner nicht geringen Freude, daß es sein vor 25 Jahren nach Amerika ausgewandelter Bruder war, der nun mit ihm auf dem gleichen Boden dem Vaterlande diene.“ Wenn das nicht zieht, zieht überhaupt nichts mehr. Schafgarbe, Wegerich, Brunnenkresse und andere bisher verachtete Pflanzen spenden einen trefflichen Salat und Zuzat, an der auch die Soldaten als Beigabe zu dem etwas eintönigen Speisezettel der Kaskaschlantone ihr Vergnügen haben werden. Der Frühlings spendet auch den müden Gliedern unserer Feldgenossen, wenn sich keine bessere Lagerstatt bietet, ein weiches Bett unter freiem Himmel; es ruht sich gar nicht schlecht auf Heidekraut, zumal wenn es dicht mit Moos unterwachsen ist, und langhaltige Gräser sowie das Schilf der Gewässer können das Fehlen des Strohes gut ersetzen.

Was soll man in England trinken? Die Frage, was man jetzt noch trinken könne, ohne mit den Kriegsvorschriften in Konflikt zu kommen oder empfindliche Kriegspreise zu zahlen, bereitet den Engländern neuerdings starkes Kopfzerbrechen. Denn nicht bloß die alkoholischen Getränke sind schwerer und nur in geringen Mengen zu erlangen, auch die unschuldigen Labiale wie Apfelweine und Mineralwässer werden allmählich zu kostspieligen Seltenheiten. Mangel an alkoholfreien Tafelgetränken — das ist die neueste Kriegserschütterung in Großbritannien. Die neuesten Verordnungen über das von den Einfuhrbeschränkungen so stark betroffene englische Wirtschaftsleben werden — den Meinungen der Sachverständigen zufolge — die Erzeugung von alkoholfreien Getränken und den diesbezüglichen Handel empfindlich schädigen. Der Zuckermangel verbietet eine umfangreiche Herstellung von Fruchtsäften und Obstweinen, und der Mangel an Glaschen und Möben setzt die Mineralwasserfabriken in die größte Verlegenheit. So handelt es sich also um eine Er-

nüchterung im wörtlichsten zu nehmenden Sinne, der England nunmehr ausgesetzt ist, da die englischen Bürger sich in nicht allzu weiter Ferne mit gewöhnlichem Wasser werden begnügen müssen. Man sieht, daß der Traum vom Aushungern sich nicht in der von England erwarteten und gewünschten Weise vollzieht . . .

Seltene Vogelgäste am deutschen Nordseestrand. Daß der deutsche Nordseestrand seit jeher von zahlreichen Vogelarten bevölkert wurde, ist allgemein bekannt, und die im Laufe der letzten Jahre durch den zunehmenden Badeverkehr hervorgebrachte Anruhe hat sogar zur Gründung von Vogelhäusern geführt, die den Tierbestand vor unerwünschten Nachstellungen schützen. Im allgemeinen aber galt diese Sorgfalt nur den an der Nordsee bekannten Brutvogelarten. Weniger beachtet wurden bisher verschiedene sehr seltene Vögel, die fast in allen Jahreszeiten aus den entlegensten Gegenden an den Gestaden unserer Nordsee auftauchen. Unter diesen Vögeln gibt es, wie Philippson im „Prometheus“ ausführt, manche Arten, die als besondere Gäste gewürdigt werden müssen. Wenn auch viele Brutvögel infolge allzu eifriger Jagd stark abgenommen haben, so haben sich doch noch die gewöhnlicheren Arten in zahlreichen Exemplaren erhalten. Zu den Seltenheiten gehören die Mantelmöwen, die aber niemals an unseren Küsten brüten. Wenig zahlreich sind auch die Raubseeschwalben, von denen vor dem Kriege auf einem einsamen Strandstück der Insel Sylt nur noch fünf Paare beim Brüten beobachtet werden konnten. Die Paradiesseeschwalben, die früher noch vereinzelt vorkamen, sind nunmehr bereits völlig ausgeblieben. Dagegen haben sich die ebenfalls als selten geltenden Eidergänse stark vermehrt. Unter den Wandervögeln, die gegen Ende des Sommers an der Nordseeküste eintreffen, ist besonders das nur vereinzelt bei uns erscheinende asiatische Steppenwuhn zu nennen sowie die aus Mitteleuropa oder häufiger aus Ungarn stammende Trappe. Am regsten ist auch an der Nordsee das Vogelleben im Herbst zu Beginn der Zugzeit. Im Oktober kann man verschiedene seltene Vögel beobachten. So sind die Nestflurkäufer, die Alpenläufer, Ufersläufer und Brachvögel zu dieser Zeit anzutreffen. Auch Kraniche und weiße sowie schwarze Störche treten dann auf. Die zur Zugzeit zu beobachtenden seltensten Schwimmvögel sind die Wilkigans, die Köpplente, Trauerente, Krähschärbe, Gisturmwogel und Sturmtaucher. Die aller seltensten Exemplare jedoch treten im Winter zugleich mit den Sturm- und Gistfluten auf. Dann reisen seltene Drosseln, Schnee-Eulen, Jagdfalken und Seeadler oft ein gutes Stück in das Land hinein. Auch Trauerenten und Tauchenten sind zwischen den Gisthollen bei ihrer Nahrungssuche anzutreffen. Höchst selten sieht man den Gestaucher, weil er beim Schwimmen so tief im Wasser liegt, daß er leicht mit einem kleinen Gistflut verwechselt werden kann.

Der Vatikan gegen den Osterfilm. Daß der Film in seinem siegesichereren Eroberungszug durch alle Gebiete des öffentlichen Lebens weder vor Schwierigkeiten noch vor der Umstufung überlieferter Sitten zurückschreckt, um alles und jedes auf die Leinwand zu bringen, ist schon lange keine Neuigkeit mehr. Und in allen Ländern, in denen der Film herrscht, muß die Zensur ihre einschränkende Arbeit tun, wenn es überhaupt noch Dinge und Ereignisse geben soll, die nicht durch den kinematographischen Apparat reproduziert werden. Doch daß selbst der Papst in die Lage kommen könnte, Filmzensur auszuüben, ist das neueste Ereignis aus dem Kinoreich, über das der „Daily Chronicle“ zu berichten weiß. Eine amerikanische Filmgesellschaft hatte nämlich um die Erlaubnis angefragt, die Osterfeierlichkeiten in St. Peter aufzunehmen. Im Hinblick auf die Tatsache, daß diese Aufnahme völlig neu und konfuzionslos gewesen wäre, erklärte die Gesellschaft sich bereit, eine Summe von mehreren Zehntausend Mark zu zahlen, die zur Verbesserung des Marmorbodens der Basilika verwendet werden sollte. Da der Kardinal Merry del Val diese Vereinbarung abzuschließen bereit war, schien es, als sollten dem Film tatsächlich auch die Zeremonien im Gebiete des Vatikan geöffnet werden. Aber als der Papst von diesem Plan erfuhr, legte er sofort sein Veto ein, und die Kinoaufnahmeapparate, die bereits an verschiedenen Stellen in St. Peter aufgestellt worden waren, mußten von den enttäuschten amerikanischen Unternehmern wieder fortgeschafft werden, ohne daß es gelungen wäre, auch nur das kürzeste Filmbild aufzunehmen. Das Reich des Vatikan wird also auch wie vor der Filmwelt verschlossen bleiben.